

J. J. SEMOUR



**VERGEWALTIGT, MAL ANDERS ...**

Ozeanien und zurück



J. J. Semour

# **VERGEWALTIGT, MAL ANDERS ...**

**Ozeanien und zurück**

Dieses Buch ist auch als

**e-book**  
erhältlich.



[www.novumverlag.com](http://www.novumverlag.com)



Bibliografische Information  
der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek  
verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über  
<http://www.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte der Verbreitung,  
auch durch Film, Funk und Fernsehen,  
fotomechanische Wiedergabe,  
Tonträger, elektronische Datenträger  
und auszugsweisen Nachdruck,  
sind vorbehalten.

© 2020 novum Verlag

ISBN 978-3-903271-27-2

Lektorat: Philine Ternes

Umschlagfoto:

Lizard Island, J. J. Semour

Umschlaggestaltung, Layout & Satz  
(nach einer Idee des Autors):  
novum Verlag

Gedruckt in der Europäischen Union  
auf umweltfreundlichem, chlor- und  
säurefrei gebleichtem Papier.

[www.novumverlag.com](http://www.novumverlag.com)

*Wenn man wüsste,  
warum etwas anfängt und wie es endet,  
bliebe nicht viel mehr als die Verzweiflung,  
weil man nie begreift, warum die Hoffnung versagt.*

## INDEX

Reise ins Niemandsland .....	8
Gewagte Täuschung .....	14
Die Ankunft .....	23
Lehren, Busch und Tränen .....	28
Jüdische Engel und falsche Deutsche .....	47
Neue Welt .....	55
Die Erlaubnis, Mama ... ..	64
Die Fata Morgana .....	66
Der Betrug .....	81
Impertinente Wette .....	83
Die Entscheidung .....	91
Abschied, Flucht ... ..	95
Das Wagnis .....	100
Tore zur Heimat .....	111
Sehnsucht erfüllt .....	126
Entzaubert .....	133
Gute und böse Geister .....	144
Blinde Liebe .....	153
Dorian Gray, fast Mord und mehr .....	170
Alex .....	176
Engel und der kleine Flitzer .....	182
Alex und die Moral .....	187
Privileg, Magie, Drama ... ..	189
Erhoffte Erlösung .....	219
Johns's Replique .....	224
Ost-Afrika Safari .....	230
Jon – Freunde und V12 .....	242
Vom Bann befreit .....	253
Freundschaft .....	257

Hermes, Gott der Betrüger . . . . .	261
Wahrhaftige Worte . . . . .	274
Mut und Verzweiflung . . . . .	283
Hochzeit, Kaviar und demaskiert . . . . .	289
Zu Ehren der Gräfin . . . . .	305
Wenn Götter die Blicke wenden . . . . .	311
Phillip, Jon und die weisen Alten . . . . .	323
Venedig . . . . .	328
Der letzte Vorhang . . . . .	332
Verlorenes Spiel . . . . .	341

## REISE INS NIEMANDSLAND

*Die 50er Jahre.* Nachdem der geheimnisvolle, grüne Horizont unweit des endlich enden wollenden, schier ewigen Ozeans schüchtern und vorsichtig betreten worden war, befanden sie sich in einem die ganze Nacht lang fahrenden Reisezug. Überreife Bananen, Bitter-Lemon-Eiscreme, ausgetrocknete Orangen, matschige Sandwiches und müde Menschen, benommen von einer vollkommen unverdauten Schiffsreise um den halben Globus.

*Die White Cliffs of Dover.* Die kleine Xenia war noch nie in ihrem blutjungen Leben so schauerhaft krank wie jetzt. Sie hing am Bullauge, entsetzt angesichts der unvorstellbaren Wassermassen da draußen, drohende, an das Bullauge drängende Meereswogen. Es war vermutlich das erste flehende Gebet, welches sie mit voller Inbrunst aussprach:

„Lieber Gott, bitte nimm’ all das von mir, ich schwöre, ich werde mein Leben lang immer brav sein, ich schwöre es!“

Auf den Decks hingen die Menschen über der Reling entlang des ganzen Schiffes, so schien es ihr zumindest. Sie wunderte sich, wo das, was ihr der Wind stahl, wohl blieb, sauste es hinein auf das Deck und ekelte die Menschen oder hinaus auf das Meer? Niemand, der es nicht selbst erlebt hat, wird nachvollziehen können, was es heißt, seekrank zu sein oder Heimweh zu haben. Diese Zeit auf dem Ozeankreuzer war ein alle ihre kindlichen

Sinne betäubendes Urerlebnis. Die Vanille-Eiscreme, die an der Bord Bar käuflich war, war verwässert, die Unterdecks rochen penetrant nach einem Gemisch von Petroleum, Diesel und Meerwasser, ein Geruch, der in ihr noch Jahrzehnte später sofort diese Erinnerungen und ihre damaligen Empfindungen wachrief. Den Passagieren wurde Englischunterricht erteilt, täglich in kleinen Gruppen. Warum heißt 'one' eins und nicht ohne, und warum gibt es dreimal 'tu', einmal mit einem 'o', einmal mit zwei 'oo' und einmal mit 'w' und 'o', und alles heißt dreimal etwas anderes, aber hört sich dreimal gleich an? 'Wahrscheinlich würde der Unterricht zügiger verlaufen', dachte Xenia, 'wenn es nicht die zahllosen begriffstutzigen Erwachsenen gäbe'. Auf dem Promenadendeck fühlte sie sich deutlich wohler. Hier gab es Reize und, wie sie schnell erkannte, ungeahnte Vorteile. Mit dem Zeichenblock gerüstet defilierte sie vor den Liegestühlen, skizzierte in Decken gewickelte Damen und Herren und manchmal auch spielende Kinder. Jene, die ihr nicht gefielen, skizzierte sie natürlich nicht, was ihren, ihr bislang nicht bewussten, Künstlerwert erheblich steigerte. Für eine Zeichnung eine Mark. Sie vernaschte einen Teil und gab den Rest stolz ihrer Mama, jeden Tag.

*Die Straße von Gibraltar.* Es war Nacht. Mutter weckte sie und holte sie extra an Deck, damit sie diesen aufregenden Anblick gemeinsam erlebten. Xenia konnte nichts Aufregendes sehen, nur sehr hohe, dunkle Schatten, Steuerbord und Backbord, enttäuscht legte sie sich wieder schlafen. Ganz anders war Tanger, es war auch Nacht, als das Schiff vor Tanger lag, diesmal war es ein

für sie ganz unvergesslicher Eindruck. Das stille, dunkle Meer zwischen dem Ozeankreuzer und dem Hafen, die endlose Lichterkette entlang der schemenhaften Küste, teils Stadt, teils vor Anker liegende Schiffe. Alles war in geheimnisvolles Dunkel gehüllt, durchwirkt von tausenden, vielleicht sogar Millionen funkelnden Lichtern. Es berührte sie wie Weihnachten, wie ein Heiligtum und immer, wenn sie später ein im Lichterglanz erstrahltes Ufer erblickte, sah sie Tanger ‘en miniature‘.

*In Kairo* erblühte Xenias Ziehvater zu seiner romantischen Gänze. Unter der Führung des Reiseleiters durchstöberten Xenia, Mama und er wie Alibaba und seine Räuber schneeweiße Stadtviertel, schneeweiße flache Häuser, bestaunten schneeweiß gekleidete Menschen mit schneeweißen Tuchgebilden auf ihren Häuptern. Vater hielt beide ganz fest an den Händen, damit sie nicht von Arabern entführt werden konnten. Stattdessen entführte er sie unter der Leitung ihres Begleiters in ein arabisches Paradies voller exotischer Düfte, Rosen, Jasmin, Lavendel, Kamelien und noch unzählige andere sinnenverwirrende Düfte, die Xenias verzückte, wunderschöne Mama bezauberten. Viele kleine Fläschchen wurden mit den kostbaren Ölen gefüllt, sorgfältig verpackt und vom Ziehvater bezahlt. Er war ganz in seinem Element, schließlich war er der Träumer, Romantiker, Abenteurer und draufgängerische Eroberer. Mama liebte ihn mit unendlich viel Verständnis, Nachsicht und Humor. Mit einer tiefen Verbeugung überreichte er seiner Königin das aus reinsten Essenzen gewonnene, orientalische Parfüm. Ein verschwenderischer Luxus! Weil sich

in Kairo ein paar junge weibliche Passagiere, trotz längerem Warten des Ozeankreuzers, nicht mehr einfanden, schwor er, Händler hätten die jungen Frauen für einen Harem gekascht ... Nachdem der Suezkanal und das Rote Meer durchfahren waren, durfte deshalb niemand in Aden an Land gehen.

*Der Indische Ozean* vor ihnen wurde für jeden die Zerreißprobe. Jetzt half kein Bingo mehr über die Runden, kein Pingpong, kein Tennis, kein Flanieren im Bikini, selbst das Flirten an der großen Hufeisenbar über dem Schwimmbad im Heck ermüdete. Jeder kannte inzwischen jeden. Es wurde heißer und noch heißer. Xenias Eltern bemühten sich nicht mehr, sie auszutricksen, um allein in ihrer Kabine zu sein. Was jetzt war, konnte sich niemand vorstellen, außer natürlich der Kapitän und seine Besatzung. Die vergangenen Wochen voll dem Glück versprechenden blauen Sonnenhimmel und den wie Schatztruhen glitzernden Meeresweiten, lösten schwärmende Begeisterung und entfesselte Emotionen aus. Da gab es zum Beispiel das Pärchen, das ein gemeiner Lauscher in einem Rettungsboot entdeckte und diese Tatsache schadenfroh verbreitete, nämlich deshalb, weil es sich um zwei Eheleute handelte, nur waren diese nicht miteinander verheiratet. Auch Xenias schöne Mama zeigte sich unvermutet provokant. Inmitten des Indischen Ozeans, man hatte das Gefühl, dass alle längst vollends vom Dolce Vita und süßem Nichtstun gesättigt waren. Bedienung und Schlaraffenland von morgens bis abends. Abends Gala Dinners und Tanz, Abendroben, Dinnerjackets und Smoking, Aperitifs vor dem Es-

sen und Cocktails danach. Nun ja, eben zur Wirklichkeit gewordene Träume, die sich kein Passagier an Bord vorher überhaupt hätte vorstellen und noch viel weniger hätte leisten können, doch jetzt schien jeder daran gewöhnt. Xenias Mama wollte sich offensichtlich dieser Verführung auch nicht entziehen. Vorsichtig betrat sie die gemeinsame Kabine, sie wollte Töchterchen nicht wecken. Zu spät.

„Schlaf’ weiter, Liebele, ich zieh’ mich nur um.“

„Warum, du trägst doch ein wunderschönes Kleid.“

„Papa sagte, ich soll mich umziehen, und was er sagt, das werde ich tun.“

Sie sprühte nur so vor Schalk. Xenia setzte sich auf und sah ihr zu. Aus ihrem tief dekolletierten Kleid geschlüpft, nahm Mama zielsicher ein anderes aus dem Spint, einen Taft, schrill grün. Xenia traute ihren Augen nicht, es war absolut trägerlos, rückenfrei und obenrum komplett nackt. Lächelnd nahm Mama Xenias bestürzten Gesichtsausdruck wahr, dann ein kurzer, völlig eitelloser Blick in den kleinen Spiegel. Sie wusste nie wirklich, wie gefährlich schön sie aussah. Sie war einfach elementar, vollkommen echt und ungeschminkt natürlich. Ungeschminkt ihre Seele und ungeschminkt ihr Gesicht. Nur der erdbeerroten Lippenstift, den ihr Mann für sie kaufte, der ihren sinnlichen Mund betonte, unterstrich ihr knisterndes Temperament. Ihr Lächeln, das entwaffnete und jedem sagte, was er am liebsten hören wollte,

verband immer Sanftmut mit einem seltsamen Triumph. Wochen vergingen, nichts als Wasser, links, rechts, vorn, hinten, unten und wer weiß, mit etwas Glück vielleicht auch von oben, einfach endlos überall. Man hatte die Bücher in der Bibliothek gelesen, die Pampelmusen waren auch nicht mehr saftig und Xenia hatte bereits jedem, der es wollte, sein Konterfei für eine Mark verkauft. Es gab keinen Regen, auch keinen Sturm, der letzte war der zur Demut zwingende in der Biskaya. Die Spannung entlud sich dann endlich irgendwo in der Mitte dieser Zeit, am Äquator die Taufe. König Neptun erschien aus der Tiefe, jeder musste daran glauben und erhielt seinen Äquator-Taufschein. Die Hitze war gebrochen, gab aber Raum für eine neue Spannung, die alle bezwang ..., die Erwartung des bislang völlig Unbekannten! Jeder fieberte nun mehr und mehr diesem Ziel entgegen und begann damit, sich auf die große, paradiesische Insel erwartungsvoll, einige von aufkommender Unsicherheit befallen, vorzubereiten. Australien.

*Der nächste Streifen am Horizont* würde das Land der Träume für alle Passagiere an Bord dieses Schiffes sein. Dafür hatten sie alle mehr oder weniger, vermutlich eher mehr als weniger geopfert, ohne sich bisher darüber so richtig im Klaren zu sein. Alle Erwachsenen an Bord waren geflohen aus einer zerstörten Heimat, die keine Wunden mehr heilte und ahnungslose, unschuldige Kinder, wie Xenia, mussten dafür ihre Wurzeln opfern ... Es war der Beginn von Xenias Odyssee.

## GEWAGTE TÄUSCHUNG

*Xenia* hätte diese Reise freiwillig nie gemacht. Schon ein Jahr zuvor wollten die Eltern nach Kalifornien auswandern, zu *Xenias* Entsetzen! ‘Wie kann ich das bloß verhindern’, überlegte sie krampfhaft. ‘Ich will hier nicht weg, ich will nicht in ein Land, in dem man niemand versteht und nichts kennt, ich will nicht weg von meinen Freunden und von meiner Schule! Was kann ich dagegen tun, was kann ich bloß dagegen tun ...?’ Ihr kindliches Gemüt beschäftigte sich Tag und Nacht mit dem Gedanken. ‘Die einzige Möglichkeit wäre, krank zu werden, aber Masern und Scharlach hatte ich bereits, außerdem helfen Masern und Scharlach bei so einer gigantischen, schier ausweglosen Sache auch nichts ...’ In der Schule begannen gerade die Impfungen gegen Polio. Drei Impfungen waren pro Kind als Prävention vorgesehen. ‘Hm ...’, *Xenia* dachte nach. ‘Dabei musst du sehr scharf konzentriert sein, eine Kinderlähmung vorzutäuschen ist zwar eine hilfreiche Idee, aber kein Spaziergang. Eine Kinderlähmung kann ja bekanntlich sehr lange dauern ... Du musst genau einstudieren, was zu bedenken ist, du wirst dann ja schließlich von Ärzten untersucht. Hm ...’ Sie ließ ihrer kindlichen Phantasie freien Lauf, besonders während der Nächte. Je tiefer sich ihre Eltern mit diesem für *Xenia* unvorstellbaren Unternehmen, auswandern nach Kalifornien, beschäftigten, desto entschlossener wurde sie. Nach der zweiten Polioimpfung, man hatte den Kindern und Eltern bestimmte Anweisungen erteilt, um, insbesondere nach der zweiten Impfung, eine mögliche Kinderlähmung zu vermei-

den. Dies käme zwar selten bis überhaupt nie vor, wurde versichert, die Kinder sollten sich jedoch ruhig verhalten bis zur dritten und letzten Impfung, Futter für Xenias Entschluss. Eines Morgens auf dem langen Weg zu Fuß zur Schule, Mama an der Hand, strauchelte sie gekonnt.

„Liebele, was hast Du?“,

erschrocken ihre Mama. Zu ihr hoch blickend stotterte Xenia jammernd:

„Mama, mein Bein, mein Bein hält mich nicht mehr.“

Mama hob Xenia auf und stellte sie auf die Beine, sofort knickte Xenia wieder ein.

„Um Gottes Willen, Kind!“ Sie trug ihr Töchterchen den halben Schulweg nach Hause, legte sie in ihr Bettchen und ließ den Arzt kommen.

„Sie muss in die Klinik, wir bringen sie erst einmal in das Kreiskrankenhaus, damit sie eingehend untersucht wird.“

Das Kreiskrankenhaus hatte eine Kinderabteilung, in welcher sie jetzt lag, allein in einem Krankenzimmer, umgeben von mehreren Krankenschwestern und Ärzten.

„Hast Du Schmerzen?“

„Nein, nur mein Bein bleibt nicht mehr gerade.“

„Welches Bein?“, fragte einer der Ärzte. ‘Aufpassen, jetzt wird’s ernst’!

„Das Rechte.“ Ihr rechtes Bein wurde entblößt und untersucht.

„Es tut dir nichts weh?“

„Nein, es ist nur alles ganz stumpf“,

beteuerte sie leidvoll, nicht ahnend, was kommt. Was sich jetzt ereignete, war die erste Feuerprobe in ihrem noch so jungen Leben. Vom Oberschenkel bis hinunter zu ihren schmalen Fesseln wurde sie mit Nadelstichen übersät, bis hin zum Bluten. ‘Du wusstest, dass irgend so etwas kommen wird’, sagte sie sich und schaute, ihre Zähnchen zusammenbeißend, anscheinend unbeteiligt in die Luft. Man drehte sie daraufhin auf ihr Bäuchlein und betastete beide Beine aufs Neue. ‘Merk’ dir, wo das rechte Bein ist, es ist dort, wo deine rechte Hand ist, verwechsele nichts! Wieder Nadelstiche von oben nach unten. Die Bauchlage war für Xenia ideal, weil sie ihr Gesicht in die Kissen vergraben und somit eventuelle Regungen verbergen konnte. Wieder rücklings liegend und zugedeckt, konstatierten die Ärzte zunächst ein gefühlloses Bein.

„Ob es eine Lähmung ist muss erst festgestellt werden, es können auch andere Ursachen sein. Wir bestrahlen das Bein jetzt und bringen sie morgen in die Uniklinik zur weiteren Untersuchung.“ Zutiefst besorgt saßen die Eltern an Xenias Bett.

*Der Klassenlehrer kam mitsamt Klasse.*

„Xenia, wir bringen dir alle Schulaufgaben und Hausaufgaben, damit du nicht sitzenbleibst, zum Lernen hast du ja jetzt eine Menge Zeit“, scherzte ihr Lieblingslehrer und ihre Klassenkameraden versprachen ihr, sie jeden Tag zu besuchen:

„Wir bringen dir auch immer Bananen und frische Erdbeeren mit.“

Xenia denkt, ‘Sitzenbleiben ...? Das klingt ja sehr nach einem langen Klinikaufenthalt, prima, dann können die Eltern auch nicht nach Kalifornien auswandern. Wenn man mich jetzt in eine noch größere Klinik bringt, muss ich noch mehr aufpassen ..., rechts ist immer da, wo der Daumen links ist, merke dir das!’

„Das Kind ist gesund“,

diagnostizierten die Ärzte und drehten Xenia immer wieder vom Rücken auf den Bauch, dann wieder vom Bauch auf den Rücken, immer wieder aufs Neue und befühlten ihre Beine. ‘Die denken, vielleicht verwechsle ich rechts mit links ...’ Sie verwechselte nichts, beherrscht von dem Gedanken, die Eltern müssen hierbleiben! Wenn man versuchsweise und vergleichsweise ihr linkes Bein den Nadelstichen aussetzte, zuckte sie und ließ ein ärgerliches „Aua!“ verlauten. War das rechte Bein wieder an der Reihe, sah sie mit verschlossenem Gesicht interessiert den Nadelstichen zu, ohne eine Re-

gung zu zeigen, fasziniert von der Erkenntnis, was man alles lernen kann. Dieses rechte Bein wurde also weiter bestrahlt und massiert. Jeden Abend gab es ein ziemlich heißes Fußbad, täglich wurden Gehversuche mit Krücken gemacht, immer gestützt von zwei Helfern, es half nichts. Xenias Bein blieb stumpf und willenlos, so, wie es ihr junges Hirn eisern beschlossen hatte. Die Klasse und der Lehrer kamen, wie versprochen, mit jeder Menge Hausaufgaben, die sie nur zu gerne erledigte, Xenia liebte ihre Schule! Was Xenia nicht bedacht hatte, waren die alltäglichen Rituale, für die sie Hilfe benötigte und ohne Stütze nicht auskam. Zähneputzen im Bett über einer Waschschüssel oder Katzenwäsche auf dem Bettrand sitzend, die Waschschüssel vor sich auf dem Nachttisch stehend war ja noch zivil, doch wehe, wenn sie aufs Töpfchen musste, dann wurde sie ganz verlegen. Es wurde ihr dann ein Nachttopf im Bett unter ihren kleinen Hintern geschoben, und wenn es zu mehr drängte, wurde es besonders anstrengend. Zwei Krankenschwestern mussten sie stützen und sie mit zwei Krücken versehen auf einem Bein humpelnd, wohlgermerkt auf dem linken, auf das Örtchen bringen und auf die Toilettenbrille heben. Xenia schämte sich deshalb sehr, bat die Krankenschwestern jedes Mal, aus der Toilette hinauszugehen und erst wieder hereinzukommen, wenn sie fertig war. Diese Prozedur, das Baden in der Badewanne, ihre Haare waschen, all dieses benötigte täglich und manchmal auch nächtlich die bewundernswürdige Konzentration der kleinen Xenia. So ging es ein knappes Jahr lang. Großmutter war verzweifelt und ratlos, ebenfalls die Eltern. Xenia wurde

versetzt, nichts mit Sitzenbleiben, alle waren stolz auf sie und ihre Versetzung wurde rund um ihr Krankenbett fröhlich gefeiert. Es wurde Winter. 'Weihnachten bei Oma, Rodeln mit der Klasse', träumte Xenia wehmütig, 'und ich liege hier im Krankenbett im Krankenhaus ...' Dann begann der Frühling. Es wurden ihr bunte Primeln und herrlich gelb leuchtende Osterglocken ans Bett gebracht, die Tage wurden heller und die Sonne ganz warm. 'Die Eltern haben jetzt sicher Kalifornien aufgegeben', hoffte Xenia, 'und ich mag auch nicht mehr in diesem Krankenhaus sein und herumhumpeln, so langsam muss sich mein Bein bessern'. Jeden Morgen machte sie Beinübungen im Bett liegend. Bislang ließ sie das rechte Bein immer noch haltlos nach unten knicken. 'Hm, wie bringe ich es den Ärzten am besten bei, dass sich mein Bein allmählich wieder gerade hält und ich es wieder normal bewegen kann'? Ein anderer, neuer Arzt kam ihr, seine unerwartete Hilfeleistung für Xenia nicht ahnend, entgegen. Er entschied, nachdem er sie bei der Visite untersucht hatte:

„Entfernen wir die Mandeln, die Mandeln sind häufig Ursache für die seltsamsten Erkrankungen.“

So wurden die Mandeln ihr im Sitzen, zwei Krankenschwestern hielten ihre Händchen fest, es gab eine Beruhigungsspritze und eine örtliche Betäubung, entfernt. „Chrrrr, Chrrrr, chchchch ...“, Xenia krächzte furchtbar, war aber zufrieden. Sie hatte die Gelegenheit, um ihr gewagtes Vorgehen endlich beenden zu können, genauso erkannt, wie den Anfang ihres Planes und genauso

beim Schopfe gepackt! Nicht zu schnell, so nach einigen Tagen des täglichen Genießens von cremigem Vanilleeis, verkündete sie zaghaft:

„Ich habe so ein komisches Prickeln im Bein ...“

Nach weiteren Tagen rief sie lauthals:

„Schaut her, schaut her, mein Bein, mein Bein, es bleibt oben, es bleibt oben und kommt erst wieder runter, wenn ich es will, kommt her, schaut her, schaut her ...!“

Alle waren beglückt, beeindruckt von der Prognose des neuen Arztes und allesamt waren erlöst.

„Komm, versuche ohne Krücken zu gehen!“

Trotzdem blieben die Helfer an Xenias Seite, die nun Kniebeugen vorführte, in die Knie, dann hoch und gerade, dann wieder in die Knie und wieder hoch und gerade ... immer so fort. ‘Ich will jetzt hier raus, fast ein Jahr muss gereicht haben, um nicht nach Kalifornien zu müssen. Ich will jetzt zur Oma und wieder in meine Schule’. Tja, so hoffte das Kind ... Oma war überglücklich und verwöhnte sie wieder mit ihrem frischen, selbstgebackenen Brot, dick Butter darauf und ihrer selbst gemachten Marmelade aus Beeren in ihrem Garten:

„Kind, bin ich froh, dass du wieder da bist!“

Die Eltern eingeschlossen. Keiner, auch nicht die Ärzte, zumindest schien es so, hatten Xenias ewig langes Simulieren durchschaut.

*Die Eltern wollten nun endlich* raus aus der Heimat. Kalifornien war jetzt nicht mehr das Ziel, jetzt war Australien ihr Ziel, die Warteschlange nach Kalifornien dauerte ihnen zu lange. Xenia konnte sich nicht mehr dagegen wehren. ‘Meine ganze Mühe, die Anstrengungen, alles war umsonst’, dachte sie entmutigt, ‘und alles ist nur noch schlimmer als vorher. Mein Gott, Australien, dort wohnt doch kein Mensch und es ist noch viel weiter weg ...’. Resigniert begriff sie, dass die Eltern gehen würden und sie sich zu fügen hatte. Niemand traute sich die Eltern zurückzuhalten, auch nicht Opa. Als gedienter Militär, geprägt von den schrecklichen Kriegseignissen und erst Jahre nach seiner Gefangenschaft zurückgekehrt, verstand er die Beweggründe der Eltern, auch er weinte bei ihrem Abschied. Gerade deshalb Xenias Eindruck, dass das Opfer bei allen Passagieren auf diesem Ozeandampfer viel zu hoch war. Hätte sie nicht erlebt, was die Eltern alles verkauften, all die schönen Sachen, die ihr Leben ausmachten, einfach alles, was sie liebten, ganz abgesehen von ihr, die niemand fragte. Niemand interessierte es, ob sie ihre Schule, die Pfadfinder, ihre Freunde, ihre Burg, den Hochsitz, ihre Wälder und blumenübersäten Wiesen, die Sonntagsspaziergänge zur Kirche über menschenleere, allerliebste Wiesen und Felder, vermissen würde. Die Geheimplätze in lauschigen Gebüsch Nischen, an denen fröhlich plätschernde Bäche, eingesäumt von satten Sumpfdotter-

blumen und duftendem Flieder, anmutig vorbeirauschen. Selbst die strenge Sport- und Handarbeitslehrerin, für die sie noch bis am Abend vor der Abreise, womit sie Mamas Geduld strapazierte, extra den sehr schwierigen Hohlsaum in ein Kopfkissen zauberte, um in bester Erinnerung zu bleiben, würde ihr fehlen. Ganz abgesehen vom Schuldirektor, Maximilian Beer, der beste Lehrer aller Zeiten. Und dann natürlich Großmutter und der Großvater, und überhaupt ... In ein paar Jahren hätte sie die Chance gehabt Vögtin zu werden auf dem Kinderfest und wenn nicht, dann ganz sicher wenigstens eine Ehrendame in Blau, Rosa oder Gelb. 'Außerdem werden die Eltern mich kaum konfirmieren lassen können', denkt Xenia deprimiert, 'in Australien wird bestimmt nicht konfirmiert. Und wie wird das mit dem Winter und dem Schnee und Weihnachten? Ob es dort ein Krippenspiel zu Weihnachten in der Kirche gibt und sie die Kunde vom Engel Gabriel aufsagen dürfte, wie in den vergangenen Jahren oder vielleicht gar die Maria spielen würde?' Fragen über Fragen in Xenias Hirn. Mama hatte ihren Pelz verkauft, weil er im heißen Australien sowieso nichts nützt. 'Es wird keinen Nikolaus und keine Tannenbäume geben, nicht in Australien'. Also, hätte sie das alles nicht miterlebt, hätte sie nicht die Tränen gesehen, die niemand in der Familie verbergen konnte, dann hätte sie nicht deutlich gefühlt, dass all das nicht richtig sein konnte. Da sie das so empfand, gab es sicher noch andere, die es genauso empfanden, ...eine Reise in eine fremde Welt, in der man noch nicht einmal mit den Leuten würde reden können, weil man deren Sprache nicht beherrschte und sie deshalb nicht verstand.

## DIE ANKUNFT

*Im Hafen von Fremantle* eingelaufen, war es wieder ihr Ziehvater, der sich entpuppte, wie sie ihn zuvor nie erlebt hatte. Er kam ihr vor wie ein Vogel, der sich im Winter ein besonders geplustertes, dickes Gefieder zulegt, um sich zu wärmen. Er bekam einfach zunehmend mehr Volumen, je mehr sie sich dem fremden Kontinent näherten. Nicht, dass er dick wurde, nein, er schien einfach eine andere Form anzunehmen und nun, endlich wieder festen Boden unter den Füßen, schien er Kolumbus zu sein. Er wusste einfach alles, zumindest empfand Xenia das so. Er erklärte wissenschaftlich die Beschaffenheit des gepflegten englischen Rasens, auf dem sie stauend in den Stadtparks spazierten, und dass die Häuser, die klein waren, aber hübsch und verspielt aussahen, kolonialistischen Stils seien. Sie posierten für Fotos unter gigantischen Palmen, unter denen sie sich später auf den Bildern wie Zwerge wiederentdeckten. Dies also soll ihre künftige Heimat werden. Xenia fühlte sich überhaupt nicht anwesend. Wie in Trance nahm sie diese Fremde auf, sie konnte nichts damit anfangen. Es war alles so unfassbar anders. Es war einfach zu vieles anders und irgendwie hatte sie das Gefühl, dass Mama sich auch sehr bemühte von diesem blendenden Licht und dieser überwältigenden Vegetation, der noch nie gesehenen, intensiven Farbenpracht exotischer Blüten, begeistert zu sein.

*Vor Süd-Australien*, in der großen Bucht, schienen die Naturgewalten die Menschen an Bord auf ihre Zukunft vorbereiten zu wollen. Mit Sturm begann die-

se Reise ins Ungewisse und mit Sturm wollte sie enden. Diesmal war Xenia gefeit. Keine Seekrankheit lähmte. Sie mogelte sich von Wind und Gischt gepeitscht an den Bug, klammerte sich an die Reling, klitschnass und ganz fest. Gebannt versank sie in den schaumgekrönten Wogen, tauchte auf und suchte erwartungsvoll in der Weite nach dem nächsten tiefdunklen Tal, in dem sie wieder versinken würde. Niemand außer ihr war an Deck. Niemand, nur der Sturm schien sie gewaltig zu beschützen und drückte sie fest auf ihre kleinen Füße, so, als wollte er sie etwas lehren. Sie empfand keine Angst, anstatt ein bisher nicht gekanntes Gefühl von Kraft und Lust.

*Die nächtliche Zugfahrt* hatte nach stundenlanger Reise endlich das Ziel erreicht. Wie man dort, wo man am nächsten Morgen erwachte, gelandet war, wusste kaum noch einer. Das Auffanglager mit vielen Holzbaracken. Ein kleiner Raum, alles aus Holz, Wände, Decke, Fußboden, ein paar Koffer, diese natürlich nicht aus Holz, denn sie gehörten ja ihnen, dazu zwei Stühle, ein kleiner Holztisch, ein Spint und drei Betten, drei Pritschen hätte Maxe Beer sie genannt, wurde ihnen zugewiesen. Mama nestelte in den Koffern, Ziehvater war nirgends zu sehen. Die Tür nach draußen stand offen. Eine Holzstiege mit drei Stufen führte nach unten. Mama rief:

„Liebele, geh’ nicht zu weit!“

Xenias Sinne wurden umfassen von schwer parfümiertem, duftendem Aroma in den Lüften und verwandelten sie in Alice im Wunderland. Sie betrat den nur we-

nige Schritte vor ihr lichten, ja, was war es, es war kein Wald, es waren zwar viele, viele Bäume, doch sie waren so ganz anders als die Bäume, die sie kannte. Sie leuchteten hell wie Birken, waren schlank und ihr tiefgrünes Laub spielte verschwenderisch in hohen, großzügigen Kronen, darin überall buntes Gefieder, Sittiche und Papageien in prächtigen Farben. Der Waldboden war kahler als daheim und man konnte sehr leicht darauf gehen. Alles war so einladend hell und süß! Nichts machte Unbehagen. Süchtig sog sie immer wieder diesen schweren, angenehm würzigen Geruch ein. Was für ein Duft! Dann ..., Xenia blieb gebannt stehen. Sie erspähte entfernt einen Riesenvogel. 'Der ist bestimmt schwerer als ich!' Furchtsam beobachtete Xenia ihn einige Sekunden. Dieser Vogel stakste auf langen, kräftigen Beinen bedacht durch den Wald. 'Oh Gott, was ist das?' Schnellen Schrittes ging sie zurück zur Baracke und erzählte Mama aufgeregt von ihrer Entdeckung. Mama erklärte kundig:

„Das war ein Emu, Liebele. Der große Vogel kann nicht fliegen, er ist harmlos. Er lebt nur in Australien und ist Teil des australischen Wappens.“

'Hm', denkt Xenia, 'ich bin gespannt, wieviel seltsame Tiere ich hier noch sehen werde ...' Bald machten sie ihren ersten gemeinsamen Spaziergang hinaus aus dem Lager, ihre Eltern und sie. Diese Weite, diese zartblassen und doch leuchtenden Farben, die sich sanft ins Unendliche verliefen, weit und breit kein Mensch. Keine Häuser, nicht einmal eine Wellblechhütte, nur ein paar Radspuren, die sich auch ins Unendliche verliefen. In den Lüften schwärmten

unzählige, schillernd bunte Vögel, weiße Kakadus mit gelben Federkronen, grellrote Papageien mit grünen Hälsen und tausend freche, grüne Sittiche. In längeren Abständen ertönte seltsames Vogelgeschrei, es klang wie das verrückte Gelächter von übergeschnappten Menschen ... Sie fragte sich, wie die Eltern sich fühlen, wie sie sich fühlte, würde sie niemals vergessen; fremd, ganz einfach fremd, aber was ist das, sich fremd fühlen? Im wahrhaftigsten Sinne des Wortes, man weiß nicht mehr was oder wer man ist. Sie fühlte sich nicht mehr. Es war, als hätte ihre Seele sie trotzig verlassen und sei dorthin zurückgekehrt, wo sie heimisch war, wo sie auf Xenias Rückkehr warten wollte. Dort im Tal vor ihrem Märchenschloss, im Kreise uralter, weiser Eichen am Waldesrand, umsäumt von den buntesten Wiesenblumen, hohem, saftigem Gras, von weißen Margareten und Zittergras. Die lieblich blau nickenden Glockenblumen und im Spätsommer roter Klatschmohn, noch roter als diese Papageien. Sich fremd sein, sich nicht mehr finden können ... Irritiert und bestimmt von fremden Eindrücken, bekämpfte Xenia ihr Heimweh. Es gab keine Feldmaus am Wegesrand, vor deren Loch sie mucksmäuschenstill auf ihr vorsichtiges Erscheinen warten konnte, um sie dann entzückt haschen zu wollen. Stattdessen fand sie sich gezwungen vor dem Abflussloch des Waschbeckens, genötigt gelähmt, der bedrohlichen Ankunft einer großen, schwarzbehaarten Spinne zuzusehen. Eingeseift, nass triefend, starrte sie in das Becken. Erst eines, dann die restlichen schwarzbehaarten Beine, krochen aus dem Loch nach oben und dann, ganz unmöglich, aber es passierte, Xenia hoffte, das Ungeheuer würde es nicht schaffen. Es quetschte sich ein schreckenerregender, hässli-

cher, ebenfalls schwarz behaarter Körper aus dem Abflussloch heraus auf den Boden dieses gusseisernen Waschbeckens. Furchteinflößend blitzten zwei schwarz glitzernde Punkte. Draußen im gleißenden Sonnenlicht plauderte Mama mit anderen Frauen. Sich zur erstarrten Xenia im Waschraum wendend:

„Liebele, was ist?“

Im Waschraum besorgt zu Xenia tretend erschrak sie genauso. Behutsam hüllte sie ihren Liebling in ein Handtuch und führte das sehr verschreckte Kind hinaus. Eine Riesenspinne in der Waschbaracke ...?! Alle flüchteten aus der Waschbaracke. Keiner betrat mehr diese Waschbaracke! Xenia hatte es noch nicht gesehen, das Haus des Lagerverwalters. Es war viel heimeliger als die Baracken der Einwanderer. Weiß verputzt und geschmückt mit Weinreben überall. ‘Ob sie wohl süß sind?’ Sie waren leuchtend grün und prall und schmeckten ganz anders als daheim, ähnlich wie das fremde Parfüm in der Luft, die sie umschmeichelte, süß, ja, aber eben ein ganz anders Süß. Er sprach Deutsch, der Lagerverwalter, wie sonst hätte sich Mama bei ihm wegen der Furcht einflößenden Spinne beklagen können. Sie führte ihn zurück zur Waschbaracke, hinein und hinan an den Ort des Deliktes. Die Spinne saß immer noch da, so groß wie die Hand ihres Ziehvaters und so bestimmend wie ein Revierförster. ‘Die ist ganz schön dreist’, dachte Xenia, ‘wer das glitschige Abflussloch trotz hineinströmendem Wasser hinaufklettern kann, kann dann ja auch aus dem trockenen Becken herauslaufen. Warum krabbelt sie nicht weg?’

„Das passiert“, sagte der Lagerverwalter: „aber Sie brauchen sich nicht zu fürchten, die Dinger sind nicht gefährlich, sie sehen nur so aus. Es sind die ganz kleinen Winzigen, vor denen Sie sich in Acht nehmen müssen. Morgen früh ist sie nicht mehr da und in Ihrer Baracke wird sie nicht sein, weil das Holz imprägniert ist“.

Er brachte sie auf Ideen ... Xenia schlief kaum noch. In jedem Astloch sah sie böse, schwarz blitzende Punkte. Ihr Ziehvater war wochenlang weg, er hatte sich zusammen mit anderen eingewanderten Männern zur Weintraubenernte gemeldet, gleich nach ihrer Ankunft. Irgendwann, waren es Wochen oder Monate, ordnete Mama aufgeregt ihre verbliebenen Habe wieder in die Koffer, entfernte die Spitzendeckchen, die als Gardinen die kleinen Fenster schmückten, wusch tagelang Wäsche, Xenia war immer dabei mit panischer Angst vor der Spinne. Endlich war es dann soweit. Ziehvater war überhaupt nicht mehr wiederzuerkennen, als er wieder da war. So braun-gebrannt hatte sie ihn noch nie gesehen und Mama auch nicht. Er sprühte nur so vor Spitzbubenlaune und brachte Mama und Xenia zum Lachen. Die Quarantäne war beendet, so taufte ihre Mama jene befremdliche Zeit.

## LEHREN, BUSCH UND TRÄNEN

*Tante Mirja und Onkel Ludwig* waren Mamas Freunde, die sie auf der Flucht vor den Alliierten nach Kriegsende kennengelernt hatte. Ungarn, die bereits früher aus-

gewandert und in dem Buschdorf, in dem sie wohnten, nun angesehene Bürger waren. Onkel Ludwig fuhr den Schulbus in die zwei Stunden Fahrzeit entfernten High Schools. Tante Mirja bewachte eine blitzweiß getünchte, von Rosenbäumen umwachsene Familienidylle, ja, bewachte, denn sie war, obgleich recht klein, ein General. Xenias Mama war wesentlich größer, doch ihre Gemüter waren sehr verwandt, immer neckisch und sie verbreiteten nur Frohsinn und Heiterkeit.

„Schau, so ein fesches Fräulein bist du schon geworden. Wenn ich daran denke, dass du einmal beinahe in der Jauche verschwunden wärst ... Oh Gott, ich darf gar nicht daran denken, weißt du noch, Eva-? Wir konnten dich gerade noch an deinen Ärmchen herausziehen!“

Ihr ungarischer Akzent war so reizend wie ihre gesamte kleine, energische Person. Zwei weißgetünchte Holzhäuschen weiter bezogen die Eltern nun einen Bungalow. Ein Bungalow. ‘Ein Bungalow’, dachte Xenia, ‘ist offensichtlich nichts anderes als eine weitere Baracke’. Wieder alles aus Holz, wie vorher im Lager, nur diesmal etwas freundlicher, weiß und hellblau mit silbern glänzendem Wellblechdach. Hier gab es eine eigene Duschkabine und Gardinen waren auch schon vorhanden. Es gab einen Ofen, Tischdecken aus Plastik, die Mama flink verschwinden ließ und mit ihren handgearbeiteten Kostbarkeiten ersetzte. Ein Extrazimmer für die Eltern, ganz klein, gerade ein Doppelbett passte, dieses stand auch schon drin. Sofort wurde es von Mama, Xenia hatte den Eindruck, mit einem lust-

vollen Gefühl für endlich wieder etwas Luxus, mit der sorgfältig verpackten, üppigen Seidensteppdecke überworfen. Xenia bekam ein eigenes Zimmer im Bungalow nebenan, es war ein größerer Raum, der ihr nicht schlecht gefiel, bis auf die Astlöcher. Eng an den Bungalows, am gesamten Grundstück entlang, führte ein hoher Holzzaun, der sich unmittelbar unter Mamas Küchenfenster entlang zog und sie vor gewaltigen, ziemlich aggressiven Kühen bewahren sollte. Begab man sich zu nahe an den Zaun, zum Beispiel auf dem ausgetretenen Pfad, der ins Dorf führte, galoppierten sie hautnah hinter dem Zaun entlang, sodass man fürchtete, sie würden den Zaun durchbrechen. Die gehörnten Kühe konnten allerdings nicht wissen, dass in Mamas Adern seit Generationen Bauernblut floss und ihr nicht nur Zweibeiner hinterherliefen, sondern alles, was vier Beine hatte und einigermaßen domestiziert war, wedelte sie an. So kam es, dass sich binnen kürzester Zeit jeden Morgen entlang vor dem Küchenfenster hinter diesem Zaun zutraulich gewordene Mega-Kühe versammelten und sich hingebungsvoll von Mama aus dem Fenster heraus die Blesse kraulen ließen! Tja, und dann kamen die Vögel ... Nein, nicht irgendwelche harmlosen kleine Sittiche oder Papageien. Mamas grenzenlose Tierliebe mündete in eine allmorgendliche Invasion von prächtigen, weiß gefiederten Kakadus. Diese waren größer als Hähne. Sie forderten lautstark, ihre gelbgeschmückten Häupter dabei rege auf und ab schwingend, entweder auf den Köpfen der Kühe oder deren Hörnern thronend, oder Spalier auf dem Zaun direkt vor Mamas Küchenfenster, ihr Gourmetfrühstück: Ma-

mas gezuckerte Toastbrotscheiben ... Was seitens Xenias Mama harmlos begann, entwickelte sich rasch zu einer tierischen Nötigung!

„Gib’ Obacht“, warnte Ziehvater seine Frau: „Kakadus sind mit Vorsicht zu genießen. Wenn sie einmal nicht bekommen, was sie wollen, dann erlebst du dein heiliges Wunder, sie sind aufdringlich, neugierig und sehr stark, also pass’ auf und sei vorsichtig!“

Das heilige Wunder ließ nicht lange auf sich warten. Weil es sehr heiß war gingen Mama und Xenia früh ins Dorf, um dort einiges zu erledigen. Zwar kreischten die Kakadus um die Wette, schlugen ihre gespreizten Flügel und tanzten aufgeregt auf den Köpfen der Kühe und dem Zaun hin und her, weil sie ihr Frühstück wollten, doch diesmal wurden sie ignoriert. Die Mega-Kühe trotteten enttäuscht zurück in den Paddock und Mama und Xenia verließen das Areal. Auf dem Rückweg, schon von weitem, erblickten sie die weiße, betriebsame Vogelschar auf ihrem Bungalowdach.

„Die sind ja drollig. Womit beschäftigen die sich denn so emsig?“

Xenia viel auf, dass sich sämtliche Kakadus am Rande des Blechdaches zu schaffen machten.

„Die sind nicht drollig, sie decken unser Dach ab. Es sind Randalierer. Komm, beeilen wir uns.“

Auf dem Areal angekommen, staunten sie nicht schlecht. Starke viereckige Stahlnägel, 15 cm lang, flogen durch die Lüfte. Allmählich bog sich das heiße Wellblechdach nach oben ...

„Mama, da hilft nur eins, der Gartenschlauch.“

„Und wie bekommen wir die Nägel wieder ins Dach?“

„Onkel Ludwig und der Besitzer werden am Abend auf die Leiter klettern müssen, das kann ja nichts Neues für sie sein. Sammle du die Nägel ein, derweil dusche ich die Meute.“

Den Gartenschlauch eng und vollends aufgedreht hielt Xenia den Wasserstrahl aufs Dach. Es wirkte. So ein voll aufgedrehter, enger Wasserstrahl ist hart und schmerzt. Die Strolche kreischten ohrenbetäubend und flogen davon, aber einer blieb ..., dieser setzte sich ohne Gebärden auf Xenias Bungalowdach und verweilte dort schweigend.

*Das Areal* gehörte einem polnischen Ehepaar, das wahrscheinlich bereits vor dem Zweiten Weltkrieg hierhergekommen war. Sie besaßen viel Eigentum, zum Beispiel diese Bungalows. Ein anderer dieser Bungalows wurde von einer echten australischen Familie bewohnt, einer Lady, die nie arbeitete, einem Daddy, der manchmal Zuhause war und Tochter Susan. Susan hatte Xenias Alter, aber, du meine Güte! Sie tanzte Rock'n'Roll, schminkte sich die Lippen und las Magazine, die Zieh-

vater Xenia nie erlaubt hätte. Susan konnte nicht verstehen, warum sie nicht mit ihr in die Milchbar durfte, warum sie keine High Heels und Petty Coats tragen durfte und warum sie noch Zöpfe trug und weshalb ihr verboten war, mit Jungen auszugehen, es wäre doch nur eine Milchbar. Xenia wollte das nach dem einzigen und widerwillig schüchternen Versuch auch gar nicht. Wieder war da diese Fremde. Milchbar ... Dieses eine Mal war sie heimlich mit Susan dort gewesen. Scheußlich, dieser Gestank von verbranntem Öl, Fish and Chips, so hieß das. Dann diese Enge, in der sich wer weiß wie viele ungezogene Flegel lümmelten. Sie zuckten nach Musik aus einer Musik Box Rock'n'Roll, schlürften Milkshakes aus Strohhalmen, starrten sie neugierig an und piffen zu allem Überfluss hinter ihr her. Nein, mit ihrer Pfadfindergruppe hatte das nichts gemein.

*In der State School* war es auch nicht erbaulicher. Zum Staunen von Mama musste sie Schuluniform tragen. Abgesehen davon, dass dies viel Geld kostete, denn Mama musste diese Kostüme aus eigens dafür vorgesehenem Stoff extra schneiden lassen, war sie sehr betroffen. Uniform, für ihr Kind, und das im freien Australien? Unvorstellbar, aber unvermeidlich. Im blau-weiß karierten Sommerkleidchen mit weißem Bubikragen und marineblauer Krawatte trat Xenia nun täglich den Unterricht an. Nach längerem Anmarsch, in Begleitung ihrer Klassenmentorin Betty, sowie ihres Dauerfreundes, dem weißen, sehr aufmerksamen Kakadu, der sich nach ihrer Wasserattacke auf ihr Dach gesetzt hatte. Assembly, das heißt in Dreierreihen antreten, vor dem

Unterrichtsbeginn, nach jeder Pause, nach der großen Mittagspause, dann nachmittags nach jeder Pause. Aus den Lautsprechern schmetterte 'God save the Queen' oder 'Die Brücke am Quai' oder 'Waltzing Mathilda' und sonstige ihr nicht bekannte Weisen rund um das Schulgebäude und bestimmten den Drill. Kehrt marsch im Gleichschritt, eine Klasse nach der anderen, streng militärisch vorbei an den Klassenlehrern, hinein ins Gemäuer. Mama war nicht begeistert. Erfreulich hingegen war, auch für Mama ..., dass alle Schulkinder täglich in der ersten Pause, in einer mit Folie versiegelten Glasflasche, einen halben Liter Vollmilch gereicht bekamen. Eigentlich hatte sie Glück. Es gab einen Lehrer, der Schullektor, der die letzte, die sechste Klasse in dieser State School, unterrichtete, Mr. Thunder. In diese Klasse musste sie jetzt, peinlich für Xenia, denn daheim war sie bereits auf dem Gymnasium, doch ohne Englisch geht es nicht auf die australische High School. Xenia taxierte den Rektor. Er war Vater von, wie man erzählte, zehn Kindern, man stelle sich vor, zehn Kinder ...! Er mochte Xenia, er war sehr nachsichtig mit ihr, immerhin stellte sie sich stur, genauer gesagt, sie stellte sich stumm. Sie redete ganz einfach nicht. Warum? Nun, sie genierte sich. Erstens fiel sie überall auf, weil sie größer war als die anderen, auch größer als die Jungs in ihrem Alter in dieser Klasse und sie war der Sprache nicht mächtig. Bedenke man doch, dass sie bei Maxe Beer Einsen für ihre schönen Aufsätze erhielt, für Lese- und Gedichtvorträge und hier soll sie sich vor neugierig lauernden fremden Mädchen und Buben blamieren? Unmöglich! Betty, die ihren Platz neben ihr

verordnet bekam, versicherte täglich jedem, dass Xenia sprechen konnte.

„Ganz sicher, ich spreche ja auf dem Weg zur Schule und auf dem Heimweg mit ihr.“ Betty gab sich jede Mühe, Xenia aufzuheitern und zu ermutigen. Sie gewann ihr Vertrauen, denn sie war ein braves Schulmädchen, wie Xenia, ungeschminkt und wohlherzogen, jedoch den Beweis dafür, dass sie sprechen konnte, blieb Xenia ihr schuldig. In dieser Schule blieb sie stumm. Trotzdem wurde sie ganz unerwartet zum Star, weil Mr. Thunder sie als erfahrener Vater haargenau zu nehmen verstand. Das ‘Verstehen’ war ja nun zunehmend weniger ihr Problem, daher veranlasste er sie dazu, ihre Ergebnisse und Antworten an die Tafel zu schreiben. Xenia gehorchte, zwar stumm, aber mit zunehmender Handzähmheit. Sie wusste, dass sie sehr schön schreiben und zeichnen konnte, und als es dann in einem Geschichtsunterricht um die geographische Darstellung Südamerikas ging, machte sie Maximilian Beer an der Tafel alle Ehre! Von Venezuela bis Montevideo, sie kannte sich aus und zeichnete.

„Sie kann zeichnen. Sie ist eine Künstlerin“!

Fortan stand sie mehr vorn mit Kreide bestückt an der Tafel und zeichnete alles, was gewünscht wurde, Pflanzen, Tiere, Portraits, Häuser, richtige Häuser aus Stein und verputzt..., Schiffe und spanische Barkassen. Begeistert bat Mr. Thunder, letztere für das Schularchiv auf Papier zu zeichnen. Es wurde die gesamte spanische Armada en Detail gezeichnet. Auf dem jährlichen Schulfest

wurden ihre Zeichnungen zusammen mit ihren aus der Heimat mitgebrachten Handarbeiten, wie Kopfkissenhohlsaum, Häkeleien, Stickereien, Fersensocken, Fäustlingen zu jedermanns Bewunderung ausgestellt. Betty, die mit ihren extrem vorstehenden Vorderzähnen wie Goofy aussah, strahlte stolz wie eine Mutter, so, als habe sie Xenias Talente persönlich verursacht. Sie hörte nicht auf, jedem weiterhin zu versichern, dass Xenia nun schon gut Englisch sprechen könne, sie sei eben noch zu scheu und spräche deswegen halt nur mit ihr. Beide paukten während ihrer Schulwege und Xenia plapperte ganz unbefangen in ihrer Gegenwart. Gemeinsam Schulaufgaben machen, entweder bei Betty zuhause oder bei ihr im Bungalow, das klappte irgendwie nicht. Xenia war nicht beleidigt, wenn sie von Betty am Gartentor verabschiedet wurde, daheim in ihrer Stadt ließen die Eltern sie ja auch nicht in die Flüchtlingslager. Doch dass Bettys Eltern vielleicht annahmen, dass sie Läuse haben könnte, das verletzte sie schon. So entwickelte sich ihre Eloquenz zunächst ausschließlich auf diesem ewig staubigen, roterdigen, nur von Wagenradspuren ausgefahrenem Schulweg. Jacko, so hatte Xenia den treuen, zutraulichen Kakadu getauft, rief immer von irgendwo her Xenia zu:

„Hallo Kenia, hallo Kenia...“, ein ganzes langes Jahr hindurch.

*Eine neue Uniform, ein neuer Blazer mit anderem Emblem und eine neue Schule ...*

„Wohin möchtest du, Kind? Auf die technische High School oder auf die humanistische High School?“

Technisch, das stand fest, war nicht gewünscht, doch was bietet humanistisch? Zuhause gab es nur das eine Gymnasium.

„Es bedeutet, dass du auch andere Sprachen lernst.“

„Lehren sie dort auch Deutsch?“

„Nein, aber Französisch und Latein.“

Von nun an transportierte Onkel Ludwig sie täglich früh morgens um sieben Uhr in seinem Schulbus zwei Stunden lang bis ins Städtchen in die humanistische High School. Im Bus befanden sich natürlich auch andere Schüler, nämlich die der technischen High School. Der Unterschied war deutlich. Jene waren laut und, na ja, eben technisch. Die anderen hingegen, wie ihr Schwarm Samuel, der Schulpräfekt, waren zurückhaltend und sensibel. Die Jahre an dieser High School und die damit verbundenen Erlebnisse waren jedoch wenig angenehme Erfahrungen, die sie sehr lange verdrängte. Mama wich ihren Fragen aus.

„Warum“, fragte Xenia,

„ist es schlimm, Deutsche zu sein? Dass ich groß bin, damit finde ich mich ab, weil, das kann ich ja nicht ändern, aber warum nennen sie mich ‘die Deut-

sche“? Da sind Polen, Italiener, Mazedonier und Holländer und niemand nennt sie ‘der Pole‘ oder ‘der Holländer‘, sie haben ihre Namen, mich aber nennen sie ‘die Deutsche‘ ...“

Abgesehen von der Flucht vor den Hockeyschlägern, dem Cricket, das sie nie begriff, dem Basketballspiel, bei dem sie allen hohen Erwartungen zum Trotz enttäuschte, nur weil alle glaubten, eine große Deutsche macht das schon, waren da auch die Diskrepanzen zwischen einigen Lehrern und ihr. Es blieb ihr immer unerklärlich, wie sie die Mathematikexamen bestand. Zwar hatte Maxe Beer sie per Postkorrespondenz auf dem Laufenden gehalten und nach dezimal-mathematischen Lehrgrundsätzen belehrt. Erstaunlich war, weil die Vorgehensweise eindeutig anders, als die in der Commonwealth war, wo mit pence, twopence, shillings, pounds, guinnies, mit inches, feet, yards, miles oder ounces, pints und gallons gerechnet wurde, das Ergebnis jedoch identisch war. Für die australischen Lehrer war dies damals ein Phänomen. Maxe Beer war eben ein Genie. Physik war aus vielerlei Gründen eine Katastrophe für sie. Allein die Lehrerin. Man sagt ja, dass Lehrer den Lernerfolg der Schüler bestimmen. Ganz außer Frage war diese Frau nie in Europa gewesen. Sie malte verbal Bilder von europäischem Bauerntum, was ja nun wirklich nicht in die Physikstunde gehörte, dass ihr die Haare zu Berge standen, stammte doch Mama aus traditionellem Bauerntum. Diese ignorante Person erzählte und lehrte Dinge, die dumm und böswillig gelogen waren. Sie machte die Schüler glauben, dass die anscheinend un-